



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tagebuch.

I.

Aus Prag.

Die Kattundrucker und ihre Revolte. — Seitenblick auf die schlesischen Weber. — Die Judenstadt. — Die Fabrikindustrie überhaupt.

So haben auch wir unsere große Woche gehabt, unsere Junitage, unsere Straßenmeuten, unsere braun und blau geprügelten Tricoloren, die vollständigste Revolution gegen die Dynastie — der Kattundrucker. Wäre die Sache nicht so vertheufelt ernsthaft, man hätte sie für Spaß halten können. Eine Revolte in Prag! Achtzehnhundert Menschen, die sich zusammenrotten und ein förmliches Lager bilden — seit der Schlacht am weißen Berge hat man solches hier nicht gesehen, und doch gibt es hier keine subversive Presse, keine Pamphlets à la Treumund Wesp. Was würde der schlesische Oberpräsident von Merkel sagen, wenn er den hiesigen Scenen beigewohnt hätte! Haben etwa „Ost und West“, oder „die k. k. privilegierte Prager Zeitung“ durch ihre revolutionären und communistischen Artikel die Drucker aufgereizt?

Die halb komische und ganz ernsthafte Episode, die wir hier erlebten, hat mancherlei große Lehren in ihrem Gefolge. Haec fabula docet: primo, daß der Mensch überall ein Mensch ist, er mag nun den National, oder die Prager Zeitung, oder auch gar Nichts lesen; secundo, daß das Fabrikwesen in allen Ländern der Welt eine große Krisis herbeiführen wird, und daß Lyon und Manchester auch in Schlesien und Böhmen ihr Widerspiel haben.

Lassen Sie mich die hiesigen Vorgänge näher beleuchten. Die Lage der hiesigen Kattundrucker ist sehr zu unterscheiden von der der Weber in Langenbielau u. Die dortigen Arbeiter, in zwei, drei Dörfern concentrirt, deren Bevölkerung nur von den dort etablierten Fabriken lebt, wo der Fabrikherr gewissermaßen die Arbeiter als seine Leibeigenen betrachten kann (wie es denn wirklich dort vorgekommen ist,

daß einer der dortigen Fabrikanten seine Arbeiter zwang, alle ihre Nahrungsmittel und sonstigen Bedürfnisse von ihm zu kaufen), befinden sich in einer ganz anderen Lage, als unsere Kattundrucker, die in einer Stadt von nahe an einmahlhundert zwanzigtausend Einwohnern hundert andere Gewerbe und Beschäftigungen finden, so daß der Fabrikant hier ihnen keine Gesetze vorschreiben, und wenn der Lohn nicht im Verhältniß zu der Arbeit steht, Jedermann seinem freien Willen folgen kann. Auch sind die hiesigen Kattundrucker in so fern nicht mit den schlesischen Webern zu vergleichen, als diese schwächlich, von Jugend auf zu einer fast verkrüppelnden Arbeit erzogen, keinen anderen Nahrungsweig betreiben können, als eben diesen, während der Kattundrucker erst bei voller Kraft dieser Handthierung sich unterziehen kann, und die Art der Arbeit seine Muskeln noch mehr stählt. Man hat diese kräftigen, prächtigen Bursche, die in fast militärischer Ordnung in's Jägerhaus des Baumgartens hinauszogen, nur zu sehen brauchen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß diese Menschen jedem Gewerbe willkommen sein werden, wo man handfeste Männer braucht. Auch war es nicht Lohnherabsetzung, was die Aufregung herbeiführte, sondern die Einführung neuer Maschinen. Am 17. Juni, an einem Montage, d. h. beim Eintritt der Werkeltage, kamen die Drucker der Porthheimischen Fabrik und verlangten von ihrem Vorgesetzten ihre gewöhnliche Arbeit. Die Porthheimische Fabrik, eine der größten Kattunfabriken Oesterreichs, hatte drei neue Perotinemaschinen aufgestellt, und den Druckern wurde daher der Bescheid, sie müßten vor der Hand warten und könnten erst später beschäftigt werden; die Drucker wurden grob, der Mann wurde grob, und da obendrein die Fabrikbesitzer Israeliten sind, was immer bei den ihnen Untergebenen leichter Widerseßlichkeit und Erbitterung herbeiführt, so suchten sich die Leute freischweg zu rächen und schlugen die Maschinen in Stücke. Von hier aus zogen sie nach dem nahen Holschowitz, wo eine andere Fabrik, die Dormiger'sche, sich befindet, überredeten die dortigen Drucker, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen, und ihre Erbfeinde, die Maschinen, zu zerstören, was auch geschah. Von hier ging es nach der Stadt, der Brandeis'schen Fabrik zu, welche dasselbe Loos theilte, und sofort auch andere Fabriken. Wohlgemerkt, nur die Maschinen wurden zerstört, an das Eigenthum der Besitzer wurde keine Hand gelegt, und zu ähnlichen empörenden Plünderungsscenen, wie sie in Langenbielau stattfanden, regte sich kein Gedanke; der natürliche Sinn dieser Leute hielt sich bloß an Maschinen, die sie um ihr Brod brachten, oder zu bringen drohen. Auch ist es falsch, wenn man diesen Leuten vorwarf, daß ihr Haß dadurch entstanden, weil diese drei Fabrikanten Juden sind, denn wenige Tage darauf fanden dieselben Scenen bei den christlichen Fabrikanten in Reichenberg statt, wo nur das herbeileidende Jägerregiment die Fabrikgebäude zu schützen vermochte.

Auch hier eilte bei der ersten Kunde, welche die Behörden erhielten, das Militär herbei, um die Fabriken vor schlimmerem Loose zu schützen. Auf allen öffentlichen Plätzen wurden die Wachen verstärkt. Die Drucker, die sich nun zusammengethan, und deren Anzahl sich auf achtzehnhundert belief, zogen Tags darauf in ruhiger Ordnung, ohne die mindesten Excesse sich zu Schulden kommen zu lassen, nach dem Baumgarten, um dem Erzherzog Stephan und dem Dberstburggrafen die Ursachen ihrer Beschwerden vorzulegen. Sie erhielten die besänftigende Antwort, sie möchten nur sofort an ihre Arbeit gehen, man werde ihre Sache ernstlich untersuchen. Während voller acht Tage wurde jedoch in keiner Fabrik gearbeitet; wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, erhitzten sich die müßigen Leute in den Wirthshäusern; allerlei liederliches Volk, an welchem jede große Stadt so reich ist, strömte aus seinen Schlupfwinkeln herbei und schloß sich an, oder rottete sich auf eigene Faust zu Haufen zusammen. Die Judenfabriken brachten allmählig die Gedanken auf die Juden selbst; man sprach von Plünderung. Die Judenstadt, hieß es, besitze große Reichthümer, die einer näheren Bekanntschaft wohl werth seien. Mittlerweile führte der Weg hie und da einen Juden durch die Straße, der auf Abschlag mißhandelt wurde. Indessen war man auch in anderen Theilen der Stadt vor Excessen besorgt, die Wachtposten wurden noch mehr verstärkt, das Militär in die Casernen consignirt und das kluge Mittel gebraucht, die militärischen Streitkräfte mit einer gewissen Station durch die Straßen ziehen zu lassen und vor jedem bösen Versuche abzuschrecken. Placate wurden an den Straßenecken angeschlagen, worin zur Ordnung und zur Ruhe unter Androhung der gesetzlichen Strafe gegen Aufwiegler und Ruhestörer ermahnt wurde. Endlich fanden jedoch mehrfache Verhaftungen statt, sowohl unter den Druckern, die bei der Zerstörung der Maschinen auf der That ergriffen wurden, wie auch unter dem lärmenden Pöbel, unter dem sich mancherlei fremdes müßiges Volk befand, das auch sogleich über die Grenze gewiesen wurde. Am Montage darauf versammelten sich die Weiber der Verhafteten und durchliefen schreiend die Straßen, man möge ihre Männer frei geben und nicht wegen ein Paar Juden so viel Christen verhaften. Eine große compacte Volksmenge, von diesem Geschrei angezogen, versammelte sich in der Tuchmachergasse vor der Epstein'schen Fabrik, warf Steine in die Fenster und machte Anstalt zu stürmen; eine Abtheilung Militär rückte nun in geschlossenen Reihen herbei, ohne jedoch die Menge zum Weichen zu bringen, vielmehr soll einer der Offiziere von einem Steinwurfe sehr schwer verwundet worden sein. Unser trefflicher Bürgermeister, der Herr Appellationsgerichts-rath Müller, begab sich indessen unter die aufgeregten Massen und stellte ihnen vor, wie sie selbst in ihr Unglück rennen wollten, indem das Militär die Weisung habe, nach dreimaliger ver-

geblicher Aufforderung Feuer zu geben. Die eindringlichen Reden dieses populären Mannes, dem sich auch noch andere Bürger anschlossen, so wie der Anblick der imposanten Militärmacht wirkten endlich so weit, daß die Menge sich verließ, ohne daß es zu dem traurigen Gebrauch der Waffen kam. Mittlerweile hatte die bessere Einsicht bei den aufgeregten Druckern gewirkt, die Meisten kehrten wieder in die Fabriken zurück, Andere suchten anderweitige Arbeit, und die Ruhe und Ordnung ist vollkommen wieder hergestellt. Betrachten wir diesen traurigen Vorfall nicht in seiner Einzelheit, rechnen wir die betrübenden Ereignisse in Reichenberg dazu, wo sogar Blut geflossen ist, obgleich keine religiösen Antipathien dort zu Grunde liegen konnten; betrachten wir die schlesischen Ereignisse, wo gleichfalls die Schuld nicht auf religiöse Vorurtheile gewälzt werden kann, so finden wir ein gemeinsames Uebel als Grundursache. Es ist diese nicht etwa bloß der Egoismus der Fabrikanten, sondern der noch weit unverzeihlichere Egoismus des Staates. Wie der Fabrikant nur den eigenen Vortheil bedenkt, der ihm aus der Arbeit erwächst, ohne übrigens um den Arbeiter sich zu bekümmern, so denkt der Staat auch nur an den Vortheil, den ihm die Fabriken bringen, ohne um die Fabricirenden zu sorgen. Der Staat aber ist eine moralische Person und muß daher auch moralischer sein, als der Fabrikant. In seinen Augen darf nicht bloß der Fabrikherr, sondern auch die mitarbeitenden Kräfte als Fabricirende betrachtet werden; er muß für die Aufmunterung und das Wohl der Arbeiter eben so besorgt sein, wie für das des Arbeitgebenden. Allerdings ist dies ein Feld, wo die Kritik leichter ist, als der schöpferische Gedanke; noch haben leider die socialen Theorien ihre praktische Möglichkeit nicht erreicht, und mit dem besten Willen kann der Staat bloß hie und da flicken, nachhelfen, ohne radical zu organisiren; selbst England, das durch lange Erfahrung uns so überlegen ist, hat noch kein Mittel gefunden, das Interesse des Fabrikanten mit dem des Arbeiters in ein gleiches naturrechtliches Verhältniß zu bringen. Unwillkürlich kommt man bei Betrachtung dieser Lage auf den Gedanken, ob die forcirte Industrie der Fabriken wirklich eine Wohlthat für den Staat ist, und ob die Staaten wirklich die Aufgabe haben, auf eine und dieselbe Weise mit einander zu concurriren. In Oesterreich zumal, und noch insbesondere in Böhmen, wo die Agricultur noch so viele Verbesserungen zuläßt und erheischt! Würden die Capitalien, die jetzt in einer flüchtigen, fieberhaften Baumwollenindustrie verwendet werden, dem Lande nicht einen bleibenderen, gleichmäßigeren Nutzen bringen, wenn sie in seinem Boden und seiner Bebauung angelegt werden? —

Aus Berlin.

Das Ober-Censurgericht. — Herr Duncker auf Reisen. — Herr Kollmann und seine Rechtsfrage. — Karl Blum und Fräulein v. Hagn.

Es hätte nicht viel gefehlt, so würden wir auch in Preußen eine Art von Justordonnanzen erlebt haben, durch welche die halbe Pressfreiheit, deren wir uns jetzt erfreuen, wieder ganz aufgehoben worden wäre. Es war nämlich davon die Rede, daß unser Obercensurgericht, welches — so lange sein jetziger Präsident, der Staatssecretär Bornemann, an dessen Spitze steht — als eine Garantie dafür betrachtet wird, daß sich die Censur nicht wieder die alten willkürlichen Uebergriffe erlaube, nicht länger fortbestehen solle. Und zwar heißt es im Publicum, daß die Weberaufstände in Schlessien, welche man unbegreiflicherweise den Einwirkungen der Presse beimißt, im Staatsministerium den Antrag veranlaßt haben, das Obercensurgericht aufzuheben, dessen freisinnigen Entscheidungen die Schuld beigemessen wird, daß aufregende Zeitungsartikel und Broschüren nicht bloß die Censur passirten, sondern auch in die Weberdistricte kamen. Wir dürfen uns Glück wünschen, daß diese Ansicht, die ein bloßes Symptom der Krankheit mit der ihr zum Grunde liegenden Ursache verwechselt, im Staatsministerium nicht den Sieg davon getragen hat. Von der Presse läßt sich dasselbe wie vom Wein sagen: „Sie erfindet nicht, sie plaudert aus.“ Allerdings kann ein solches Ausplaudern unbequem, ja verlegend sein, aber man bessere nur, was dahinter steckt, und dann wird auch kein Geheimniß mehr zu verrathen sein, welches das Tageslicht zu scheuen braucht. — Unser Criminalpolizei-Director Duncker soll vor einigen Tagen mit einer Mission, die mit der Weberangelegenheit zusammenhängt, nach Schlessien und Böhmen abgereist sein. Wir glauben jedoch, auch das werde nicht zum Ziele führen. Herr Duncker ist in seinem Genre gewiß ein nicht bloß unentbehrlicher, sondern auch in Deutschland von keinem Andern übertroffener Mann. Aber die armen Weber gehören gar nicht in den Bereich des Herrn Duncker: sie sind weder Verbrecher, noch Demagogen, sie sind ein leidiges Product unserer gesellschaftlichen Einrichtungen, unserer Fabrications- und Concurrenz-Zustände, sie sind Proletarier und Hungerleider. Keines der dem modernen Staatsorganismus zu Gebot stehenden administrativen, gerichtlichen und militärischen Hilfsmittel hat sich bis jetzt noch als ausreichend gezeigt, jenen Uebelständen abzuhelfen, und es bedarf dazu, wo nicht einer völlig neuen Gesetzgebung, doch der Einführung anderer Maßstäbe in die vom Staate ausgehende Vorsorge für seine Angehörigen. Leider ist aber nicht zu hoffen, daß man zuerst in Deutschland eine solche Reform vornehmen, daß man z. B. einen

Theil der ungeheueren Kosten, welche die im Frieden unnützen stehenden Heere verursachen, auf die Organisation eines Arbeiterheeres verwenden werde. Sind doch auch England und Frankreich, diese uns sonst in allen politischen und praktischen Dingen so sehr voraneilenden Völker, in dem, was der Zeit noth thut zur Beseitigung des Proletariats und der Industrieklaverei, noch zurückgeblieben; um wie viel weniger ist also zu erwarten, daß wir Deutschen die rechten Mittel ergreifen werden!

Die Frage, ob durch das Verlagsrecht, das der Buchhändler Kollmann in Leipzig von Eugen Sue erworben, ein Anspruch auf den deutschen Rechtsschutz gegen Nachdruck und anderweitige deutsche Uebersetzungen begründet worden sei, hat die hiesige Presse in den letzten Tagen viel beschäftigt. Namentlich wurde diese Frage in der „Börsichen Zeitung“ und in dem „Magazin für die Literatur des Auslandes“ erörtert. In der ersteren hat sich der bekannte Buchhändler und Buchhändlerbörsenvorsteher, Herr C. F. Enslin, entschieden dafür ausgesprochen, daß unter den obwaltenden Umständen dem Herrn Kollmann sowohl in Preußen, als in Sachsen ein Rechtsanspruch zustehe; in der zweiten Zeitschrift ward jedoch dagegen remonstrirt, und zwar von dem Standpunkte, daß das Autorrecht, so lange in dieser Beziehung keine internationalen Verträge bestehen, mit der Nationalität wesentlich verbunden sei, und daß, wenn die Gesetzgebung auch jetzt schon in Frankreich und in Deutschland dem Ausländer unter gleichen Bedingungen gleiche Rechte wie dem Inländer zusichere, darunter doch nicht verstanden sei, daß ein Ausländer, der im Auslande in einer fremden Sprache schreibt und dort seine Erzeugnisse ursprünglich herausgibt, durch einen bloßen Scheinvertrag oder auch durch ein wirkliches Abkommen mit einem inländischen Verleger die Rechte eines inländischen Autors erwerben könne, so lange dies eben nicht durch einen internationalen Vertrag auf der Grundlage vollständiger Reciprocität festgestellt sei. Wir sind geneigt, uns dieser letztern Ansicht ebenfalls zuzuwenden, doch gestehen wir gern, daß die Frage noch mancher anderen Auslegung fähig, und daß es daher wünschenswerth sei, sie von einem Tribunal auf der positiven Grundlage des Gesetzes entschieden zu sehen.

Unsere Theaterwelt hat in der vorigen Woche durch den Tod des dramatischen Schriftstellers, Compositeurs und Opernregisseurs, Herrn Karl Blum — bei dem fortdauernden Mangel an productiven Talenten, besonders für das Lustspiel — einen wirklichen Verlust erlitten. Blum hat vor ungefähr sechsundzwanzig Jahren nach der Rückkehr von einer Reise nach Frankreich und Italien das Vaudeville auf die deutsche Bühne gebracht, die bis dahin von dieser Art Liebespiel noch wenig kannte. Besonders sein „Schiffscapitän“ hat die Reise durch ganz Deutschland gemacht. Nachmals wußte er mit Glück einige

Charakterlustspiele Goldoni's und Alberto Nota's der deutschen Bühne zu acclimatificiren. Durch seine „Mirandolina“ machte er sich besonders um solche Schauspielerinnen verdient, die, wie Fräulein Charlotte von Hagn, in einer Mischung von Koketterie und Schalkheit ihre Stärke zu finden wissen. Und für sie namentlich schrieb er auch die Lustspiele: „Der Ball von Ellerbrunn“, und die „Herrin von der Eise“ und bearbeitete den widerwärtigen „Marquis von Letorrières“. Wundern Sie sich daher nicht, wenn Fräulein von Hagn besonders betrübt über das Ableben Blum's scheint. Sie hat ihm selbst einen Kranz gewunden und mit einem eigenen Gedichte unter Thränen auf den Sarg gelegt.

Justus.

III.

Aus Wien.

Geldaristokratie. — Wiesner und Tenggoborsky. — Wittbauer.

Seit dem Decret über den Bau der Staatseisenbahnen ist kein so wichtiger Schritt bei uns gemacht worden, als die Zollherabsetzungen, welche der am 1. Juli publicirte neue Zolltarif enthält. Politisch ist dies als ein ungemein annähernder Schritt an den Zollverein, d. h. an Deutschland überhaupt, für die Zukunft Oesterreichs sehr bedeutsam. Der Kaiserstaat nähert sich dadurch seinem natürlichen Allirten wieder. Der Zollverein, den man bei seinem Entstehen hier sehr geringschätzend betrachtet hatte, lockerte allmählig die Stellung Oesterreichs in der Mitte der deutschen Nation. Die neue Zeit mit ihren materiellen Tendenzen verlangt neue Formen und Bande; statt der alten Reichsgrafen und Fürsten sitzen jetzt die Fabrikanten und Kaufleute auf der Grafenbank. Hatte früher Oesterreich durch jene sein Uebergewicht durchgesetzt, so hat Preußen es nun durch diese. Der Adelsstolz hat dem Geldstolz Platz gemacht. Voilà le secret du monde. — Vom Gesichtspunkt der Staatsfinanzen wird dem neuen Zolltarif großes Lob gespendet. Namentlich weil derselbe auf Vernichtung des Schmuggels, des Krebschadens Oesterreichs, zielt. Dagegen schreien die Fabrikanten — wie sich von selbst versteht, citiren ihre immer bedrohlicher werdende Lage, weisen auf die Prager Arbeiterunruhen hin, kurz, spielen ganz die frühere Rolle des Adels, der den Staat nach seinen Interessen geführt sehen wollte und nicht genug Privilegien und Schutz für sich allein erhalten konnte. Indessen geht doch ein großer Theil der öffentlichen Stimme dahin, daß ein Handelsministerium eine unausweichliche Sache sei, indem Baron Rübek, ein so großer Finanzmann er ist, doch zu sehr den Staat und seine Nöthen im Auge haben muß, indeß die Einzelinteressen nicht genug vertre-

ten und auch nicht genug verstanden sind. Es ist auch kein Grund da, warum man diesem gerechten Wunsch der öffentlichen Meinung nicht entgegen kommen sollte, und wenn es wahr ist, daß Baron Kübeck in's Staatsministerium treten und der Vicepräsident, Ritter von Dreyer, an seine Stelle treten soll, so dürfte zugleich auch ein Handelspräsidium eingeführt werden. — Vor wenigen Tagen langte hier ein Buch an, welches das Interesse des Publicums nicht wenig in Anspruch nimmt; es führt den Titel: „Russisch-politische Arithmetik“, und ist gegen das vielbesprochene Buch von Tengoborsky gerichtet, dessen falsche Berechnungen zwar bereits wiederholt nachgewiesen worden sind, namentlich in der Kölnischen Zeitung (vom Verfasser des Buches: Oesterreich und seine Zukunft — wie es scheint) aber doch nie so schlagend, wie in dem in Rede stehenden Werke, dessen Verfasser ein sehr tüchtiger Rechtsgelehrter, Herr Dr. Wiesner, ist, der auf dem Titel die sonderbare, aber sehr ehrenhafte und wohlmotivirte Bezeichnung Deutsch-Böhme seinem Namen hinzufügte. Das Werk weist nämlich dem russischen Staatsrath von Tengoborsky unwiderleglich nach, daß dessen Buch nicht im österreichischen Interesse, wie es hieß, sondern im russischen geschrieben ist und die Absicht hat, im österreichischen Staate Drachenzähne zu säen und die Regierung zu neuen Steuerauslagen zu veranlassen, die den Unterthan drücken und zum Mißvergnügen reizen müssen. Nicht etwa Irrthümer sind es, die Wiesner dem Tengoborsky'schen Buche nachweist, sondern Absichten, offenbare Verdrehung, Auslassungen, falsche Additionen, falsche Citate österreichischer Statistiker, so daß Tengoborsky z. B. dasjenige als Bruttoeinnahme angibt, was Springer als Reinertrag darstellt u. s. w. Es ist eine merkwürdige Polemik in diesem Buche, die auch den interessiren muß, der sonst kein Behagen findet. Merkwürdig ist, daß Wiesner, der hier als publicistischer Schriftsteller so gewappnet hervortrat, wie es bei einem österreichischen Schriftsteller kaum vorauszusetzen ist, bisher seine Mußestunden mit Leidenschaft der dramatischen Poesie zugewendet hat. Auf dem Burgtheater, so wie auf dem Theater in Weimar hat namentlich eines seiner Dramen ihm eine schöne Anerkennung erworben. Aber die Zeit der poetischen Träumerei geht für Oesterreich zu Ende. Der Ernst bemächtigt sich seines jungen Geistes, die politische Bühne verdrängt die Theaterhelden und die Welthändler treten an die Stelle der Backhändler. Dies ist charakteristisch für die Entwicklung in Oesterreich. Seit Lenau und Grün genügt den österreichischen Poeten das Liebes- und Landschaftsgeltingel nicht mehr. Selbst Halm hat in Sampiero dies bewiesen und einen leichten politischen Anlauf genommen. Die Prosa vollends hat der alten Baumgärtnerischen Aesthetik Valet gesagt, und man darf nur die Correspondenzen, die aus Oesterreich hie und da in die Kölnische und die Augsburgische Zeitung, in Diebemann's Monats-

schrift kommen, lesen und mit denen einer früheren Zeit vergleichen, um den Aufschwung der Geister bei uns kennen zu lernen. — Sie haben in einer Ihrer letzten Nummern der hier erscheinenden Wiener Zeitschrift eine derbe Lection gegeben, obgleich die Mühe zu sparen gewesen wäre — da man gegen Todte nicht zu Felde zu ziehen braucht und das erwähnte Blatt in der Ugonie liegt. Auch — erlauben Sie, daß ich es offen sage — thaten Sie dem armen Witthauer Unrecht, wenn Sie ihm eine Denunciation Schuld gaben — er ist bloß ungeschickt und versteht die Sache nicht. Wer heißt Sie auch dem Redacteur eines Wiener Modeblattes politische Bildung zutrauen? Herr Witthauer schreibt Theaterrecensionen, über diesen Punkt hinaus geht seine schriftstellerische Thätigkeit und Anschauung nicht. Es ist ein braver Mann, d. h. es kann ihm Niemand nachsagen, daß er sich seine Recensionen von den Schauspielern bezahlen läßt; ein ehrenhafter Charakter, d. h. ein wackerer Schulmeister, der keine Schulden und Streiche macht, der jeden Sonntag bei einem andern Banquier zu Tische geladen wird und daher auf seinen guten Ruf hält. Bei der Censur ist Herr Witthauer sehr gut angeschrieben, nicht weil er etwa servil ist, sondern weil er als Pedant und veralteter Pöpsmensch die moderne Richtung gleich ihr nicht leiden kann und sie daher mit der Vorlegung solcher Artikel nicht behelligt, in denen ein frischer moderner Geist lebt. Das beste Beispiel von dem Ideenschwung, der dieser Art von Gesinnung eigen ist, haben Sie ja an dem bekannten Ordensgedicht, das Witthauer zu Grillparzer's letztem Geburtstage machte. Hammer-Purgstall und Bauernfeld sprachen sich bei jenem schönen Feste mit würdiger Gesinnung aus, das Gedicht des letzteren namentlich sagte, ohne Effecthascherei, das Sinnigste, was ein freimüthiger Dichter bei dieser Gelegenheit sagen konnte. Witthauer, der es gewiß eben so gut und ehrlich meinte, konnte natürlich nicht zurückbleiben und kam richtig auch mit einem Geburtstagsvers angestiegen. Und was war's? Grillparzer hatte wie Uhland und noch andere ausgezeichnete Männer den *ordre pour le mérite* nicht erhalten. Der arme Grillparzer! Alle Welt sieht es für ein Glück an, daß die Orden in der Regel so ungeschickt vertheilt werden; das gehört ja dazu. Es wäre sogar ein Unglück, wenn man einmal darin tactvoller verführe; denn bei gewissen Leuten könnte das Ordens- und Bändchenwesen am Ende wieder in Ehrfurcht und Ansehen kommen. Witthauer aber muß sich erst einen kühnen Schwung geben, um sich über die seinem Freunde widerfahrne Zurücksetzung zu erheben. Und so singt er denn, nachdem er von den Sternen am Himmel gesprochen:

Auf Erden, da flimmert's von Sternen wohl auch,
Doch herrscht noch mitunter der alte Brauch;
Daß den rechten Ort und den rechten Mann
Das Ordensternlein nicht finden kann.

Da haben Sie's. Wenn nur ein anderer Brauch eingeführt würde, daß der Orden immer an den rechten Mann käme, — da wär' uns geholfen! Und zuletzt heißt es, mit der rührenden Resignation und dem begeisternden Troß eines schmolldenden Kindes:

Du, den wir hier feiern und lieben zugleich,
 Du suche Dein Sternlein im Himmelreich,
 Denn was kein König Dir geben kann,
 Das trifft Du im Herzen der Deinen an.
 Nicht was am Rock und am Knopfloch sitzt:
 Was aus tausend Augen entgegen Dir blickt,
 Die Thräne für Dein unssterblich Lied,
 Das ist Dein Orden pour le mérite.

Dreimal armer Grillparzer! Nicht nur, daß du den Orden nicht bekommen hast, Du mußt Dich auch noch von Deinem tactvollen Freunde darüber trösten und beruhigen lassen; und Du darfst ihm nicht einmal was sagen, weil es ein guter Mensch ist und es treu gemeint hat. Mir kam Grillparzer wie ein Pferlamme vor. Witthauer dagegen triumphirte, als sein Vers gedruckt war, mit stolzen Schritten umher und hatte eine kindische Freude, daß er für das kühne Gedicht das imprimatur durchgeseht hatte! —

Noch bezeichnender für die politischen Begriffe dieses Journalisten ist folgende Wiener Episode, welche Ihnen vielleicht nicht bekannt sein dürfte. Als während Dingelstedt's Anwesenheit in Wien einige Redactoren eine Bittschrift an die Staatskanzlei um gelindere Censur einreichten, da schloß sich Witthauer von dem Unternehmen aus. Warum denken Sie? Etwa aus Furcht? Gott behüte! Oder aus Servilismus? Auch nicht, denn, soweit er es eben versteht, ist Witthauer wirklich freisinnig und wünschte so gut wie die Andern eine weniger unbequeme Censur. Warum also? — Weil Saphir, mit dem er gespannt ist, einer der Mitunterzeichner war. So wissen die Herrn Person und Sache zu trennen. Mit so großartigen Anschauungen kann man allerdings die erhabensten Ziele erreichen. Ich, denkt der Mann, ich bin anständig, ich darf um Pressfreiheit bitten, aber wenn ich sie mit dem da theilen soll, — nein, da will ich lieber gar Nichts haben. — Ich bitte Sie, was war denn das famosere Verbrechen, welches die ganze deutsche Journalistik Dingelstedt so heftig vorwarf, anders? Er hatte ebenfalls nur gesagt: Ich verdiene Pressfreiheit, Ihr da in Wien, ihr seid ihrer nicht würdig. — Was die schäumende „Erklärung“ betrifft, die Sie in der Wiener Zeitschrift gegen Ihr Blatt gefunden haben werden, so scheint sie mir jedenfalls nicht so arg gemeint. Ich bin überzeugt, Witthauer würde bei jedem neuen Angriff, von woher er kommen mag, ganz dasselbe her sagen mit geringem Wortunterschied; es ist eine ausgezeichnete Erklärung, denn sie paßt auf alle möglichen Fälle.

G.

Eine deutsche Schrift über Algier.

(Erinnerungen aus Algerien. Von Clemens Lamping. Oldenburg, 1844.)

Seit den Mittheilungen des Fürsten von Pückler und Heinrich Laube's über Algerien und seine Zustände ist in deutscher Sprache wohl Nichts vernommen worden, was mit so frischer Lebendigkeit und natürlicher Kraft in die Anschauung jener Dinge versetzt, als dies durch das vorliegende kleine Buch geschieht. Der Verfasser, ein junger oldenburgischer Offizier, überdrüssig eines wechsellosen Friedensdienstes und begierig nach Thätigkeit und Erfahrung, wie sie sein Stand zu wünschen berechtigt ist, nahm im Juli 1839 aus den freundlich-heimischen Verhältnissen den Abschied und ging nach Spanien, um dort Kriegsdienste zu nehmen. Viele wackere Deutsche sahen wir in den letzten Jahren jenen Schauplatz der Gefahren und Abenteuer aufsuchen, aber fast immer auf die Seite des Rückschritts und des Unglücks, auf die Seite des Don Carlos, reichte sich dieser Zuzug. Hier sehen wir einmal einen jungen Deutschen, dessen Eifer die Sache des Fortschritts und der Neuerung ergreift, und der zu den Fahnen des damals tapfer und kühn aufsteigenden Espartero treten will! Allein es gelingt ihm nicht, und obschon er den Vorzug hat, der spanischen Sprache vollkommen kundig zu sein und seinen Cervantes wie seinen Homer geläufig zu lesen, so findet doch der Ausländer so große Schwierigkeiten, daß er seinen Zweck hier aufgibt, dagegen die Augen nach Afrika wendet und daselbst bei den Franzosen Dienste nehmen will. Nach mühsam erlangter Ueberfahrt wird er in Algier als Freiwilliger bei der Fremdenlegion aufgenommen.

Hier dient er nun zwei Jahre, zuletzt als Korporal der Voltigeurs, denn zu Offiziersstellen werden meist nur Franzosen ausersehen. Die Wechsel eines thätigen Kriegslebens, die Mühen und Leiden der anstrengenden Märsche, die Lust der Gefechte, die mannigfache Natur des Landes, das bunte Völkergemisch der Einwohner, die dargebotenen Anschauungen und unwillkürlichen Stimmungen, alles Dieses beschreibt er in kurzer, ungezierter Rede, immer von Gegenstand zu Gegenstand forteilend, ohne je selber solche Betrachtungen anzustellen, die besser der Leser aus dem Ueberlieferten nach Belieben schöpfen mag. Ein verehrter Freund schreibt uns hierüber sehr bezeichnend: „In sich gezogen und verschlossen, wie der Verfasser ist, würde er ohne besondere Anregung nie dazu gekommen sein, sich von dem Erlebten und dessen lastender Schwere durch die Darstellung zu befreien. Sein Buch ist reines Naturproduct, und hat in seiner nackten Thatsächlichkeit, in seinem Ernste der Behandlung, in der schmucklosen, einfachen, scharf wie ein Dolchstoß auf's Ziel gehenden Art der Rede und des Satz-

baues eine ruhige Kraft, die an antikes Naturgewächs erinnert. Diese Blätter sind auch wirklich rein aus der Erinnerung geschrieben, jede fremde Zuthat fehlt, nur was der Schreiber selbst sah und erlebte, hat er verzeichnet, ohne Phrase, ohne Schmuck, ohne eine Spur von eitler Selbstgefälligkeit.“ Wir können dies Urtheil durch die Eindrücke, welche wir von diesem Buch empfangen, nur bestätigen; es ist ein Buch reinen Sinnes, frischer That, ein Buch ohne Fausen! —

Auf den Ruf und Charakter wirft es ein schönes Licht, daß der edle Großherzog von Oldenburg den jungen Kriegsmann nach der Rückkehr von seinem Abenteuer in seinem früheren Dienstalter wieder aufnahm, und daß seine Kameraden ihn, der sich des Offiziersranges begab, um als Gemeiner und Korporal Kriegserfahrung zu sammeln, als Offizier mit Freuden wieder in ihrer Mitte sehen. — Wir begrüßen und empfehlen mit wahrer Theilnahme dieses frische Buch, welches uns aus Oldenburg seit Kurzem als ein zweiter willkommenen Beitrag echter Schilderung naturwüchsigem Lebens erscheint, und gerade der Gegensatz der sehr verschiedenen Stoffe und Bildungsstufen in beiden nöthigt uns eine nähere Beziehung zwischen beiden auf. Der frühere Beitrag ist die von Herrn Professor Stahl herausgegebene treffliche Schrift über Helgoland, von der wir anderweitig schon gesprochen haben. —

Barnhagen von Ense.

V.

Die Wohlthaten des Cartells.

Das Cartell zwischen Preußen und Rußland ist erneuert; man kennt noch nicht seine einzelnen Punkte, aber so viel ist vorauszusehen, daß sich an der Grenze auch jene herzerhebenden Scenen erneuern werden, die bei den Königsbergern in so gutem Andenken stehen. Wenn die russische Kanone hinter dem Flüchtling donnert, werden deutsche Bauern wieder auf die Menschenjagd gehen und sich einen kleinen russischen Blutsold verdienen; die preußischen Behörden werden die schöne Pflicht haben, den gekehrten Ausreißer zu fangen, zu fesseln und dem freundlichen Nachbar auszuliefern, in dem beruhigenden Bewußtsein, daß der Unglückliche, einige Stunden später, ohnedies unter den Streichen der Knute verendet, den Fluch der Verzweiflung auf den Lippen; es wird allerdings auch wieder vorkommen, daß den Preußen diese Mühe erspart wird, weil die Grenzkosaken sich ihren Fang auf dem Gebiet des befreundeten Nachbarstaates selbst holen und vor den Augen ihrer Mitarbeiter binden werden. — Man kann wohl, zur Ehre Preußens, annehmen, daß die allgemeine und tiefe Empörtheit über diese Scenen auch etwas dazu beigetragen, daß mit der Cartellerneuerung gezaudert wurde. Wäre dies Gefühl nur le-

bendig geblieben! Aber hinterher kam die kleinliche Berechnung, die jämmerliche Klage über Ungelegenheiten und Kosten, welche die Masse der Fremdlinge verursache, und dies unterstützte die s. g. höheren! Rücksichten, die einen neuen Auslieferungsvertrag dictirten. Abgesehen von der Uebertreibung, deren sich die offiziellen Berechnungen und Klagen befleißigten — was wär's denn, wenn ein Staat der Intelligenz, ein Staat, der fast nur auf dem moralischen Gewicht der öffentlichen Meinung ruht, ein Repräsentant deutscher Würde und Sittlichkeit, wenn, sagen wir, solch ein Staat sich's jährlich eine halbe Million kosten ließe, damit seine Bürger sich nicht zum Schergen des rohen, übermüthigen Nachbars hergeben müßten! Seht man doch gern sein Leben ein für die Ehre, warum nicht eine halbe Million? Was man auf antike griechische Schauspiele verwendet, wär' es nicht eben so gut angewandt, um sich moderne russisch-griechische Schauspiele in der eigenen Hausthüre zu ersparen? Ist diese Forderung so ungeheuer? Es wird nicht an Stimmen fehlen, die das Sentimentalität nennen; denn so weit ist es schon gekommen in dem christlich-germanischen Deutschland, daß zu dem Abscheu vor der Pädagogik der Knute eine „kosmopolitische, unpraktische Sentimentalität“ gehört. Aber spricht nur die Stimme der Menschlichkeit aus jener Forderung? Nicht auch die Stimme der Ehre, des Nationalgefühls? Wenn ein Journalist oder Romanschreiber eine französische Phrase nachspricht, hui! wie wird da gleich die arme müde Nationalität aufgeheßt und mit vollen Hausbacken aufgeblasen — und hier soll sie stumm sein? Seht doch, wie sich Staaten benehmen, die wirklich ein lebendiges Nationalgefühl besetzt! Was thut — nicht Frankreich, nicht England, sondern nur — das kleine Belgien, welches Flüchtlinge aller Länder und aller Stände nicht nur nicht ausliefert, sondern im Lande behält, schützt und unterstützt! Wir sind überzeugt, Rußland dürfte nicht lange an einen großen, politisch und national würdigen Staat grenzen, wie Preußen jeden Augenblick sein könnte — ohne etwas von seinem civilisirendem Einfluß zu empfinden, ohne wenigstens gezwungen zu sein, der Desertion seiner Conscriptirten durch humanere Behandlung zu steuern. Aber, freilich, die Weltverhältnisse, die „praktischen“ Rücksichten! England ist wohl auch praktisch, und doch kann man sicher sein, daß es selbst bedeutende Allianz- und Handelsvorthelle mit einem russischen Cartell der Art nicht erkaufen würde. Wo aber sind unsere Vorthelle, wo sind die Wohlthaten des Cartells, wo sind nur die dona Danaum? Ach, wir sind so billig geworden, daß man uns nicht einmal zu bestechen braucht, damit wir unsere Seele verschreiben. Ja, wenn wir praktisch sein wollen, sind wir blos brauchbar, sehr brauchbar für den praktischen Sinn Anderer. Wir sind inhuman aus Mangel an Energie, barbarisch aus Sentimentalität. Denn im Grunde

war's doch nur Sentimentalität, was zur Erneuerung des Cartells führte: falsche Pietät nämlich für die Traditionen der heiligen Allianz.

VI.

N o t i z e n.

Abdullah Pascha. — Weitling. — Von der polnischen Grenze. — Die Mainzer Advocatenversammlung.

— Abdullah Pascha von Trapezunt hat ein vortreffliches Mittel erfunden, um die gewaltsamen Reformen, zu denen man den Divan zwingt, zu mildern und mit Besonnenheit in's Leben zu führen. Das willkürliche Kopfabschlagen hat der Sultan in der Constitution von Gül-Chaneh verboten, ein Bißchen Prügelein aber steht frei. Was thut daher Abdullah Pascha? Ach, Abdullah Pascha ist ein routinirter Geschäftsmann und weiß sich zu helfen. Wenn er sonst in aller Geschwindigkeit den Kopf hätte abschlagen lassen, den läßt er jetzt nach Belieben zu Tode prügeln. Diese Praxis soll in der Türkei ziemlich allgemein sein. Wahrlich, Abdullah Pascha wäre, mutatis mutandis, wie die Censur sagt, ein Muster von einem europäischen Bürokraten.

— Weitling, der communistiche, schriftstellernde Schneidergeselle, ist nach Ueberstehung seiner Haft mit dem Schub von Zürich nach Magdeburg befördert worden und sollte seine Militärpflicht, der er sich entzogen hatte, „laut rechtskräftigem Erkenntniß“ (?) erfüllen. Indessen wurde er dazu unfähig befunden. Ein amtlicher Artikel der „Magdeburger Zeitung“ bespricht seine Ankunft in einem Tone, als gälte es, entweder die Monarchie Preußen an dem glücklich besiegten Schneidergesellen zu rächen, oder die deutsche Jugend vor dem Gefährlichen zu warnen; da wird keines von den beliebten offiziellen Schimpf- und Kraftworten gespart, „Untriebe“, „Böswilligkeit“ u. s. w. Wir sind keine Weitlingianer, aber diese puterhahnartige Wuth gegen einen armen Teufel, wie er, scheint uns eben so lächerlich, wie roh und erbärmlich. So viel man weiß, hat sich Weitling, davon abgesehen, daß er seine untauglichen Glieder dem preussischen Helm und Waffenrock entzog, Nichts gegen Preußen zu Schulden kommen lassen, und für sein Vergehen ist er in Zürich hart genug bestraft worden. Was will man noch? Aber freilich, sein Vergehen bestand in Ansichten und Gesinnungen, die — gleichviel, ob unsinnig und ohnmächtig oder nicht — weniger bestraft, als verfolgt werden müssen, und so würde es uns nicht wundern, wenn der Staat irgend einen Vorwand ergriffe, um sich noch einmal mit allen Waffen der Untersuchung gegen ihn zu rüsten. Vielleicht stößt auch das gelehrte Feuilleton der „Preussischen Allgemeinen Zeitung“ in's Bockshorn und

zerbricht sich den Kopf, um ihn nicht nur todt zu schlagen, sondern ihm auch, wie Herwegh, eine classische Grabchrift zu setzen.

— Aus dem Großherzogthum Posen, nahe der russisch-polnischen Grenze, schreibt man uns: Von den Chicanen, denen selbst die anständigsten Reisenden beim Passiren der Grenze ausgesetzt sind, spricht man nicht mehr; es ist ein zu herkömmliches Uebel. Sehr oft wird die Post bedeutend länger, als billig ist, aufgehalten, um jeden einzelnen Passagier, trotz seines guten Passes, der kleinlichsten und unangenehmsten Untersuchung unterwerfen zu können. Oder es fällt dem Inspector am Hauptzollamte von Stupce ein, am Sonntag Niemand über die Grenze zu lassen. Diese neue Art strengerer Sonntagsfeier ist völlig ungeschicklich, allein man weiß zu gut, wie unnütz eine Klage gegen russische Beamten ist, und bei dem raschen Wechsel derselben hofft man jedesmal auf die bessere Laune jedes neuen Ankömmlings unter diesen kleinen Machthabern; wenn man sich auch regelmäßig zu täuschen pflegt. — Größere und wahrhaft schauerliche Sensation macht die Art, wie die nun begonnene Rekrutenaushebung betrieben wird. Junge Chemannner werden von ihren Weibern und Kindern, einzige Söhne aus den Armen hochbetagter Eltern, deren letzte Stütze sie sind, gerissen; kaum daß man ihnen einen Augenblick zum Lebwohl auf Niimmerwiedersehen läßt. Indessen haben die Beförden in Kalisch ein originelles Trost- und Ermuthigungsmittel erfunden, um den Conscriptirten keine Zeit zum Nachdenken zu lassen. Im Kasernenhof, wo sie eingebracht werden, stellt man ein ganzes Musikchor mit Trommeln und Pfeifen und singlustigen Russen auf, die einen höllischen Spektakel machen müssen; und doch ist dieser melodische Lärm oft nicht stark genug, um das Stöhnen und Jammern der armen Leute zu übertäuben. Rücksichtsloser verfährt man natürlich mit den Juden. Um Ihnen davon einen Begriff zu geben, will ich nur den jüngsten Fall erzählen. Der Sohn eines anständigen, obschon nicht wohlhabenden jüdischen Mannes hielt sich, wie es hieß, in Kalisch verborgen, um eine Galgenfrist vor seiner Absendung nach Kiew zu gewinnen. Das an sich genug harte Gesetz macht, bei solchen Vorfällen, die Gemeinde für den Flüchtling verantwortlich. Man schlug jedoch diesmal willkürlich den kürzeren Weg ein und hielt sich an den Vater, der ohne Weiteres ergriffen und unter den üblichen Mißhandlungen in's Gefängniß geworfen wurde. Er erlangte indeß theils durch Verwendung, theils durch Geldopfer seine Freiheit wieder. Nun aber wurde ihm von der Polizei eine verschärfte Execution in's Haus geschickt; er sollte für jede Stunde ungefähr einen preussischen Thaler zahlen, bis er seinen Sohn herbeigeschafft haben würde. Da der Vater wirklich nicht um den Aufenthalt des Sohnes wußte, so konnte er in einigen Tagen an den Bettelstab gebracht sein. Glückli-

herweise ahnte der junge Mann die Gefahr seines Vaters und stellte sich nach kurzer Zeit von selbst ein. Solche Fälle kommen häufig vor und gehören noch lange nicht zu den schreiendsten.

— Die Mainzer Advocatenversammlung ist nun ganz vereitelt. So weit also erstreckt sich in Deutschland die Freiheit der Association! Die beabsichtigte Versammlung hatte nicht einmal unmittelbar praktische Zwecke; nur eine Berathung, eine Discussion über die entfernte Möglichkeit von Reformen und von einer annähernden Gleichgestaltung im deutschen Rechts- und Gerichtswesen sollte stattfinden; und diese theoretische Debatte, die bei der deutschen Zerstückelung und andern Hindernissen durch die Presse zu dem kleinsten Resultat einen Umweg von Jahren machen muß, soll des natürlichen Rechts und Vortheils freier Mündlichkeit nicht genießen! Seit zum letzten Mal der Hahn gekräht und Niklas Becker gesungen hat, wie viel tausendmal haben die Regierungen ihren guten Willen proclamirt, die politische Entwicklung der Nation zu fördern. Man scheint jedoch kein anderes Mittel der Entwicklung zu können, als eine bittere Erfahrung nach der anderen. Deren aber hat Deutschland genug eingenommen seit viel hundert Jahren; von all den Mixturen der vielen Aerzte, die um sein Lager stehen, liegt ihm die Bitterkeit auf der Zunge, ist sein Antlitz so grämlich verzogen. — Wenn sich Studenten mit politischer Lectüre befassen; wenn die Belletristik, vom Geist der Zeit ergriffen, sich um die Welthandel kümmert; oder wenn der Fabrikarbeiter Rechenschaft vom Staat fordern will für die stiefväterliche Liebe, die man ihm widmet, so heißt es, mit einem scheinbaren äußerlichen Recht wenigstens: sie mischten sich in Dinge, die sie nicht verstünden, die nicht ihr Fach seien. Ist das Recht nicht das Fach des Advocaten? — Merkwürdig ist der Stufengang, den die Maßregel gegen das projectirte Meeting genommen hat. Erst kam das preussische Verbot und diesem erst folgte das kurfürstlich hessische. Warum nicht umgekehrt? Hessen-Kassel konnte wenigstens fürchten, daß in Mainz der Prozeß Jordan genannt würde. Was drückte das preussische Gewissen? Als endlich der Verein doch zu Stande kommen zu wollen schien, mußte Mainz selbst seine Thore den gefürchteten Advocaten schließen, d. h. die großherzoglich hessische Regierung versagte dem Verein die Oeffentlichkeit und die Mündlichkeit, die Freiheit der Rede nämlich; ein mit absolutem Veto bewaffneter Regierungscouncil sollte den Debattirenden auf den Mund sehen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.